Herwig Gottwald u. Holger Klein (Hg.): *Konzepte der Metamorphose in den Geisteswissenschaften*. Heidelberg (Winter) 2005. 183 S.

Unter dem Leitwort ›Metamorphosen‹ steht die Arbeit einer Gruppe von Geisteswissenschaftlern an der Kultur- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg; verbindendes Anliegen ist die Idee »den Begriff der Metamorphose unter verschiedenen, zum Teil gegensätzlichen theoretischen und einzelwissenschaftlichen Perspektiven zu beleuchten und für geisteswissenschaftliche Untersuchungen epistemisch fruchtbar zu machen«, wie Herwig Gottwald und Holger Klein erläutern (Vorwort, unpag.). Es geht also darum, über interdisziplinär verbindende Einzelthemen und -gegenstände hinaus eine Operationsbasis zu finden - respektive zu schaffen -, auf der sich die Erkenntnisinteressen verschiedener Disziplinen als analog erweisen könnten: ein Ansatz, der angesichts des heute doppelt und dreifach begründeten Desiderats interdisziplinärer Kooperation und ohnehin zunehmend mobiler sich gestaltender Fächergrenzen aktueller nicht sein könnte. Die Idee, den Begriff der Metamorphose katalysatorisch wirken zu lassen, leuchtet aus mehreren Gründen ein: erstens, weil dieser Begriff schon traditionell in verschiedenen einzelwissenschaftlichen Disziplinen verortet ist; zweitens, weil er sowohl auf die Gegenstände wissenschaftlicher Forschungen als auch auf Darstellungsverfahren, insbesondere in den Künsten, beziehbar ist, Metamorphotisches also sowohl als gegebenes Beobachtungsobjekt wie als Gestaltungsprinzip reflektiert werden kann. Zu bedenken ist bei der Auseinandersetzung mit Metamorphosen stets, daß der Ausdruck seine Unschärfen hat und insbesondere zwischen einem zur Bezeichnung bestimmter Verwandlungsprozesse verwendbaren Begriff und einer weitläufig einsetzbaren Metapher changiert. In solch semantischer Weite könnte ebenfalls eine Stärke liegen, vor allem aus der Sicht des Metaphorologen gesehen, der die historischen »Sinnhorizonte und Sichtweisen« (Blumenberg) in Metaphern zum Ausdruck kommen sieht, deren Leistung für die Erschließung und Interpretation von Welt nicht geringer zu veranschlagen ist als die des Begriffs. In jedem Fall bedarf es zur Fundierung einer Forschungsarbeit, die den Implikationen des Leitworts ›Metamorphose‹ folgen will, der Vorverständigung über dessen komplexe Semantik, die sich sowohl diachron als auch synchron vielfältig ausdifferenziert. Im vorliegenden Band übernimmt es Peter Kuon, diese »theoretische Basisarbeit« (Gottwald, Klein) zu leisten: In seiner Abhandlung »Metamorphose als geisteswissenschaftlicher Begriff« verdeutlicht Kuon die mit dem Stichwort verbundenen Konnotationen, seine multifunktionale Verwendung zur Beschreibung nicht-linearer Prozesse in der Geschichte, in der Kunst und in kulturellen Kontexten (1-16). Er warnt davor, den geisteswissenschaftlichen Metamorphosebegriff »an die naturwissenschaftliche Fachterminologie an[zu]schließen«, da dies die Geisteswissenschaften auf die Evolutionstheorie des 19. Jahrhunderts als wissenschaftliches Paradigma »zurückwerfen« (2) würde. Kuon differenziert klar zwischen tatsächlichen, sich oft unvorhergesehen, plötzlich und irreversibel vollziehenden Verwandlungen, wie sie in der antiken Mythologie geschehen, und den metaphorisch als ›Verwandlung‹ bezeichneten vielfältigen Transformationsprozessen, die sich in der Sphäre der literarischen Werke abspielen, und schlägt unter anderem vor, den Begriff der Intertextualität durch die Metapher ›Metamorphose‹ zu ersetzen, um anläßlich der Beschreibung von historischen Relationen zwischen Texten »die Defizite eines allzu technischen Wortgebrauchs auszugleichen« (13). Der Literaturwissenschaft empfiehlt er die Orientierung an der Vorstellung des Metamorphotischen,

weil dies dabei helfe, die Literaturgeschichte unter Ausschaltung falscher Suggestionen zu beschreiben: »keine Teleologie, keine Kausalität, keine Metaerzählung, keine nationale Perspektive usw.« (15). Von Metamorphosen zu sprechen, so ließe sich sein Argument zusammenfassen, impliziert den Verzicht auf obsolet gewordene Begründungsfiguren. Es wäre aber wohl zu bedenken, daß sich die Bedeutungsimplikationen metamorphotischer Prozesse von der Antike zur Neuzeit so gewandelt haben, daß Kuons Auslegung letztlich nur auf die Moderne zutrifft. Wenn sich bei Ovid Gestalten wandeln, so kommt in diesem Wandel oft das wahre Wesen der Gewandelten - ihre Wolfs- oder Spinnennatur etwa - zum Ausdruck; die spätere Erscheinung hatte also durchaus ihre Gründe. Die Rede des Philosophen aus Samos (*Metamorphosen* XV, 16-478), die den Wandel zum Weltgesetz erklärt und damit für sich den Status einer Metaerzählung reklamiert, dürfte allerdings in der Tat schon Ovid selbst mit ironischem Gestus in seine Gesamtkomposition integriert haben. (Daß Kuons als Basis-Text positionierter Aufsatz aus der Metamorphose eines Aufsatzes mit dem Titel *Metamorphose - ein literaturwissenschaftliches Konzept?* hervorgegangen ist, der an anderer Stelle erschienen ist, könnte zu Spekulationen darüber Anlaß geben, ob der Literaturwissenschaft im Kreis der Geisteswissenschaften wegen ihrer philologischen Zuständigkeit für ›Metamorphosen‹ vielleicht die Rolle einer Impulsgeberin zukommt: eine schöne und aufbauende Idee ...). - Die Wort- und Begriffsgeschichte des Ausdrucks ›Metamorphose‹ zeichnet Oswald Panagl in seinem Beitrag nach, um anschließend an Beispielen zu beleuchten, wie Ovids Hauptwerk von Komponisten verschiedener Jahrhunderte als »thematisches Reservoir« verwendet wurde (17-35). Die Musikgeschichte bietet zudem instruktive Beispiele für die Verwendung des Metamorphose-Konzepts zur Charakteristik gestalterischer Prozesse; der Ausdruck hat sich Panagls Befund zufolge in der Orchestermusik nach und nach eingebürgert - als eine Gattungsbezeichnung, mit der auf kompositorische Verfahren hingewiesen wird (33). Die »Formen des Wandels in Ovids *Metamorphosen*« sichtet und klassifiziert Niklas Holzberg im Rekurs auf die aktuelle Forschungssituation (37-50), wobei neben den von Ovid beschriebenen Verwandlungen auch dessen eigenes darstellerisches Verfahren diskutiert wird (vgl. 48). Als Pendant zu dieser Übersicht über Ovidische Verwandlungsepisoden liest sich Sabine Coelsch-Foisners ebenfalls differenzierender und systematisierender Beitrag über »Körpertransformationen« in Lewis Carrolls Alice-Romanen, in dem zu Recht ein besonderer Akzent auf die Transformationen gelegt wird, die sich in den Carrollschen Romanwelten durch Sprache und an sprachlichen Formen vollziehen (51-80). Die mythostheoretischen Implikationen literarischer Metamorphosedarstellungen erörtert Herwig Gottwald im Ausgang von Ovids Werk und unter Rückgriff auf Ernst Cassirers Auseinandersetzung mit der Vorstellung der Metamorphose im Kontext mythischer Denkformen (81-102). Repräsentative Autoren der Moderne werden mit Blick auf das in ihren Werken jeweils entfaltete Metamorphosekonzept verglichen: Kafka, Jahnn, Handke, sowie Stephen Kings Roman *The Shining* in Kubricks Verfilmung. Günter Stocker analysiert Texte von Shakespeare, Wieland, Benjamin und Strauß, in denen das Lesen thematisiert und reflektiert wird; um »Metamorphosen des Lesens« geht es dabei in einem doppelten Sinn: Das Lesen selbst ist als ein metamorphotisches Geschehen beschreibbar, und die Lesepraktiken nebst den Vorstellungen davon, was Lesen ist, unterliegen ihrerseits dem Wandel (103-118). Strategien und Spielformen bildlicher Darstellung mythischer Gestalten und Szenen untersucht Wolfgang Wohlmayr am Beispiel römischer Wandgemälde, wobei sein besonderes Augenmerk dem Stilwandel gilt, der am Vergleich grie-

chisch-hellenistischer und römischer Bildersprache ablesbar wird (119-133). Renate Prochno geht es darum, den Begriff der ›Metamorphose‹ für die Beschreibung von Konkurrenzsituationen zwischen verschiedenen Künstlern heuristisch fruchtbar zu machen (135-151). Wenn sie in diesem Zusammenhang die kreativitätsfördernde und innovationsstimulierende Funktion von Konkurrenzen betont, ist dies durchaus plausibel. Ob die Ermöglichung des »künstlerischen Wandels« durch Konkurrenzen es nahelegt, diese als »metamorphische Kräfte« zu charakterisieren, sei dahingestellt; das Prädikat des Metamorphischen bleibt dabei jedenfalls eher allgemein und unbestimmt.

Eine Ausweitung des Metamorphose-Begriffs ins Metaphorische ist die Voraussetzung dafür, daß auch psychische Prozesse und deren Konsequenzen für individuelle oder kollektive Mentalitäten, Haltungen, Glaubensinhalte und Überzeugungen als metamorphotische Vorgänge interpretiert werden: Die Idee des Gestaltwandels wird in Orientierung an einer metaphorischen Praxis, die das Denken der westlichen Welt seit der Antike geprägt hat, vom Physischen auf psychische respektive kulturelle Gegebenheiten übertragen. Im Begriff der ›Konversion‹, den Justin Stagl in seinem Beitrag über »Soziale Metamorphosen« aus religionspsychologischer und religionsgeschichtlicher Perspektive erläutert (153-165), steckt ebenfalls eine körperbezogene Metapher: Ein Gehender wendet sich auf seinem Weg um. Die Vorstellung vom inneren »Wandel« ist dem affin; beides mag einander erhellen, das Gelände des Metaphorischen verläßt man hier allerdings nicht. Aus der Perspektive einer »morphologischen Psychologie« diskutiert Christian G. Allesch die »Seelische Wirklichkeit als Gestaltwandel« (167-179) und erinnert dabei vor allem an Wilhelm Salbers Ansatz, »seelisches Geschehen als Prozeß der Gestaltbildung und des Gestaltwandels zu begreifen« (171) - ein Konzept, auf dessen Basis die Psychologie sich als Schlüsseldisziplin zur Erforschung nicht nur individualpsychischer und sozialer, sondern auch ästhetischer Prozesse zu empfehlen scheint. Eine Bilanz: Verschiedene Beiträge des vorliegenden Bandes, in den Arbeiten der Forschergruppe aus den Jahren 2002 bis 2004 eingegangen sind, profilieren aus jeweils disziplinspezifischer Perspektive den Begriff der ›Metamorphose‹, andere nutzen das Stichwort eher als Impulsgeber, um seine metaphorischen Potentiale für die Darstellung ihrer fachspezifischen Gegenstände zu erkunden. Insofern die im vorliegenden Band dokumentierte interdisziplinäre Zusammenarbeit sich explizit als die von Geisteswissenschaftlern versteht, ist es nachvollziehbar, daß die Naturwissenschaften ausgeblendet bleiben. Insgesamt aber dürfte in der Tatsache, daß die Thematik des Gestaltwandels für Natur- und Geisteswissenschaften gleichermaßen relevant ist, eher eine Chance als eine Gefahr (bezogen auf die Geisteswissenschaften: die von Kuon befürchtete Unterwerfung unter ein naturwissenschaftliches Paradigma) bedeuten. Was die Wissenschaften in der Moderne verbindet, ist das Wissen um die Abhängigkeit ihrer Gegenstände von medialen und diskursiven Bedingungen, von Beobachtungs-, Vermessungs- und Darstellungstechniken. Es kommt also in den Natur- wie in den Geisteswissenschaften maßgeblich darauf an, wie Metamorphosen dargestellt werden und als was sie sich im Horizont jener Bedingungen darstellen. Ein Indiz dafür, daß Interessenskonvergenzen zu erwarten sind, ist das Interesse zeitgenössischer Literatur und Kunst an biologischen, naturgeschichtlichen, geologischen und physikalischen Transformationsprozessen.

Monika Schmitz-Emans